





PATRICIA HIGHSMITH

*Schreie der Liebe*

Short stories

*Aus dem Amerikanischen übersetzt  
von Dirk van Gunsteren,  
Christa E. Seibicke  
und Melanie Walz*

MANESSE VERLAG  
ZÜRICH



## SCHREIE DER LIEBE

Mit einem kurzen Ruck am Kettchen der Nachttischlampe löschte Hattie das Licht, zog die Decke über ihre Schultern und lag angespannt da. Sie wartete darauf, daß Alice' Schnüffeln und Husten verstummte. «Alice?» Keine Antwort. Ja, sie schlief bereits, obwohl sie immer behauptete, sie könne kein Auge zutun, bevor die Schlafzimmeruhr elf geschlagen habe.

Hattie rutschte vorsichtig zur Bettkante und streckte behutsam einen weißbestrumpften Fuß vor. Sie drehte sich um und warf einen Blick auf Alice, von der nichts als die spitze Nase sichtbar war, die zwischen den Rüschen ihrer Nachthaube und dem bis über den Mund hochgezogenen Laken hervorlugte. Sie lag ganz still.

Hattie erhob sich leise; vor Erregung atmete sie in kurzen Stößen. Im Halbdunkel erkannte sie zwei Gebisse in ihren Wassergläsern auf dem Nachttisch. Sie kicherte nervös.

Wie ein weißes Gespenst schlich sie durch das Zimmer, vorbei an dem viktorianischen Polstersofa. Am Nähtisch blieb sie stehen; sie klappte die Platte hoch und tastete zwischen Garnspulen und Schnittmustern, bis sie die Schere gefunden hatte. Sie hielt sie fest in

der Hand und ging wieder quer durch das Zimmer. Vorhin hatte sie die Schranktür angelehnt gelassen, so daß sie sie jetzt geräuschlos öffnen konnte. Mit zitternder Hand langte Hattie in die Schwärze, ertastete die beiden Wollmäntel, ein paar Kleider. Schließlich fühlte sie etwas Flauschiges und nahm den Kleiderbügel heraus. Die Schere entglitt ihrer Hand. Lautes Klirren, gefolgt von halb unterdrücktem Lachen.

Sie spähte hinter der Schranktür hervor zu Alice, die reglos im Bett lag. Alice war ziemlich schwerhörig.

Mit steif hochgebogenen weißen Zehen stapfte Hattie zu dem Sessel am Fenster, auf den ein schmaler Streifen Mondlicht fiel, setzte sich und nahm die Angorajacke auf den Schoß. Zahnlos und dämonisch schimmerte ihr Gesicht im Mondlicht. Sie musterte die Jacke wie jemand, der ein Steak hin und her wendet, bevor er das Messer ansetzt.

Es war wirklich eine wunderschöne Strickjacke. Alice hatte sie letzte Woche von ihrer Nichte zum Geburtstag bekommen. Selbst hätte sie sich einen solchen Luxus niemals gegönnt. Sie freute sich darüber wie ein Kind und hatte sie seither jeden Tag zu ihren Kleidern getragen.

Die Schere schnitt leise knisternd die weiche Wolle der Ärmel zwischen Bündchen und Schultern entzwei. Hattie überlegte. Einen Schnitt noch. Im Rücken natürlich und nicht länger als zwanzig, dreißig Zentimeter, damit man ihn nicht gleich sah.

Sekunden später hatte sie die Schere in den Näh-

tisch zurückgelegt und die Strickjacke in den Schrank gehängt. Hattie lag zugedeckt im Bett und seufzte tief. Sie dachte an die aufgeschnittenen Ärmel, an das Gesicht, das Alice morgen früh machen würde. Die Jacke war nicht mehr zu reparieren und Hattie ausgesprochen zufrieden.

Um halb neun weckte das Zimmermädchen sie. Das immer gleiche Ritual: ein dreimaliges, knochiges Klopfen an der Tür, begleitet von der lauten und leicht unverschämten Ankündigung: «Halb neun. Sie können jetzt frühstücken!» Dann rüttelte Hattie, die immer als erste aufwachte, Alice an der Schulter.

Mechanisch setzten beide sich im Bett auf und streiften sich das Nachthemd über den Kopf, wobei saubere weiße Unterwäsche zum Vorschein kam. Beide schwiegen. Sieben Jahre des Zusammenlebens hatten ihre Konversation auf ein absolutes Minimum eingedampft.

Doch an diesem Morgen mußte Hattie an die Angorajacke denken. Ihr war mulmig zumute, aber ihr fiel nichts ein, womit sie die Spannung hätte lindern können, und so widmete sie ihrem Haar mehr Zeit als sonst. Sie hatte einen Zopf, der beinahe einen halben Meter lang war und den sie um ihren Kopf wand. Jeden Morgen löste sie ihn für die hundert Bürstenstriche. Ihr Haar war ihr einziger Stolz. Schließlich stand sie auf, trat unbehaglich von einem Fuß auf den anderen und tat, als machte sie sich an den Druckknöpfen ihres Kleides zu schaffen.

Alice stand am Waschbecken, gurgelte mit lauwar-  
mem Salzwasser und schien dafür eine Ewigkeit zu  
brauchen. Trotz Hatties verführerischer Flasche mit  
rotem Mundwasser, die auf dem Bord stand, hielt sie  
eigensinnig an dieser Prozedur fest.

«Worüber kicherst du jetzt schon wieder?» Alice  
wandte sich vom Becken um, ein leises Lächeln auf  
dem feuchten Gesicht.

Hattie schwieg betreten, sah das Gebiß im Glas  
auf dem Nachttisch und kicherte erneut. «Hier sind  
deine Zähne.» Linkisch reichte sie Alice das Glas.  
«Ich dachte schon, du würdest ohne zum Frühstück  
gehen.»

«Aber Hattie, mein Gebiß habe ich doch noch nie  
vergessen!»

Alice lächelte in sich hinein. Es würde ein schöner  
Tag werden, dachte sie. Mrs. Crumm und ihre Schwe-  
ster waren von einem Wochenendausflug zurück, und  
nachmittags konnten sie miteinander Rommé spie-  
len. Sie ging auf Strümpfen zum Kleiderschrank.

Hattie sah zu, wie sie das mattblaue Kleid aus dem  
Schrank nahm, das am besten zu der beigefarbenen  
Angorajacke paßte. Sie öffnete sämtliche kleinen  
Knöpfe an der Vorderseite der Jacke, nahm sie dann  
vom Bügel und fuhr in einen Ärmel.

«Oh!» entfuhr es ihr wie ein Stöhnen. Dann kniff  
sie die Augen zusammen und verzog das Gesicht wie  
ein kleines Kind. Im Nu rannen ihr Tränen über die  
Wangen. «H-H-Hattie!»



Hattie grinste unbehaglich, obwohl sie die Situation ausgiebig genoß. «Nein, so was!» rief sie. «Wer stellt denn so etwas an!» Sie setzte sich auf die Bettkante und krümmte sich vor Lachen.

«Das warst du, Hattie!» erklärte Alice mit zitternder Stimme. Sie hielt die Strickjacke an sich gedrückt. «Hattie, wie gemein du bist!»

Hattie hatte sich auf das Bett fallen lassen und lachte hemmungslos. «Aber Alice, du weißt doch, daß ich keine Ahnung ... haha! Wie kommst du bloß auf die Idee ...» Vor Lachen konnte sie nicht weitersprechen. Sie mußte ein paar Minuten liegenbleiben, bis sie sich so weit beruhigt hatte, daß sie zum Frühstück hинtergehen konnte. Als sie das Zimmer verließ, saß Alice schluchzend im Sessel am Fenster und hatte das Gesicht in die Angorajacke vergraben.

Erst als man sie zum Mittagessen rief, kam Alice herunter. Bei Tisch plauderte sie mit Mrs. Crumm und deren Schwester, ohne Hattie eines Blickes zu würdigen, die ihr unruhig, schweigsam, aber kein bißchen zerknirscht gegenüber saß. Alice hätte sie tagelang wie Luft behandeln können, ohne damit die leisesten Gewissensbisse in ihr zu wecken.

Es war ein herrlicher Tag. Nach dem Mittagessen gingen sie mit Mrs. Crumm, ihrer Schwester und Mrs. Holland, der Empfangsdame, in den Gramercy Park.

Alice tat so, als wäre sie völlig in ihr Buch vertieft. Es stammte aus der Hotelbücherei und war ein Krimi-

nalroman von ihrem Lieblingsautor. Mrs. Crumm und ihre Schwester bestritten das Gespräch fast ausschließlich. Ein Wochenendausflug brachte genügend Gesprächsstoff für mehrere Nachmittage, und Mrs. Crumm konnte sich an jede einzelne Speise erinnern, die sie in dieser Zeit zu sich genommen hatte.

Der monotone Singsang der Stimmen und die Wärme der Sonne lullten Alice in Halbschlaf. Die Buchstaben verschwammen ihr vor den Augen.

Früher am Tag hatte sie sich vorgenommen, Hattie künftig anders zu begegnen. Sie würde kühl und distanziert sein. Hattie hatte sich nicht zum ersten Mal eine solche Schandtat erlaubt. Sie dachte an den Tintenfleck auf ihrer Spitzentischdecke vor ein paar Monaten, einen Tag bevor sie die Decke ihrer Nichte hatte schenken wollen ... Und an den verschwundenen Saffianlederband mit Tennyson-Gedichten. Ganz sicher hatte Hattie ihn irgendwo versteckt. Heute abend, beschloß sie, würde sie ganz ruhig ihre Sachen packen, Hattie einen kurzen, aber sorgfältig formulierten Brief schreiben und das Hotel verlassen. Sie konnte in ein anderes Hotel in der Nachbarschaft ziehen, über Mrs. Crumm ihre neue Adresse ausrichten lassen und mit Genugtuung erleben, daß Hattie kam und sich entschuldigte. Leider war sie jedoch gar nicht sicher, daß Hattie tatsächlich zu ihr kommen würde, und diese Unsicherheit hinderte sie daran, einen so drastischen Weg einzuschlagen. Was, wenn

sie ihr restliches Leben allein verbringen müßte? Es war einfach bequemer, dort zu bleiben, wo sie war, nachmittags eine nette Partie Rommé zu spielen und sich im Kleinen zu rächen. Außerdem, versuchte sie sich zu trösten, war es entschieden damenhafter. Weiter dachte sie nicht; sie hatte keinen konkreten Plan, was sie sagen oder tun würde, um Hattie zu verletzen. Die Gelegenheiten würden sich von allein ergeben.

Mrs. Holland stieß sie mit dem Ellbogen an. «Wir gehen jetzt Eis essen, und dann spielen wir ein bißchen Rommé.»

«Mein Buch ist gerade so spannend», sagte Alice, doch sie erhob sich mit den anderen, und als sie zum Drugstore gingen, war sie beinahe gut gelaunt.

Alice gewann beim Rommé, und das genoß sie. Hattie, die sie den ganzen Tag über besorgt beäugt hatte, war sehr erleichtert, als Alice sich wieder dazu herbeiließ, das Wort an sie zu richten.

Dennoch ging Alice die ruinierte Strickjacke nicht aus dem Sinn; sie fand es ungerecht, und es wurmte sie. Sie schämte sich richtiggehend, daß sie die Sache so offenkundig auf die leichte Schulter nehmen konnte. Das mußte Hattie dazu ermuntern, ihr Mütchen an ihr zu kühlen. Sie wünschte, sie wäre zu echten Haßgefühlen fähig.

Um neun Uhr saßen sie in ihrem Zimmer und lasen. Jede Spur von Befangenheit oder vorgeblicher Zerknirschung bei Hattie war verschwunden. «War das nicht ein netter Tag?» wagte sie sich vor.

«Hm-mm», antwortete Alice, ohne von ihrem Buch aufzusehen.

«Na ja», erfolgte die unvermeidliche Bemerkung samt unvermeidlichem Gähnen, «ich glaube, ich gehe jetzt ins Bett.»

Und kurz darauf saßen beide im Bett, vier Kissen im Rücken, und lasen. Hattie die Zeitung, Alice ihren Kriminalroman. Eine Zeitlang herrschte Schweigen, dann rückte Hattie ihre Kissen zurecht und streckte sich aus. «Gute Nacht, Alice.»

«Gute Nacht.»

Bald löschte Alice das Licht, und im Raum kehrte völlige Stille ein, die nur das leise Ticken der Uhr und das gelegentliche Summen eines vorbeifahrenden Wagens unterbrachen. Die Uhr auf dem Kaminsims surrte und schlug dann zehn.

Alice lag mit offenen Augen da. Den ganzen Tag hatte sie die Tränen zurückgehalten, und nun ließ sie ihnen freien Lauf, und es waren nicht die kindischen Tränen, die sie am Morgen vergossen hatte, das spürte sie. Sie wischte sich die Nase am Laken ab.

Sie stützte sich auf einen Ellbogen. Der dunkle Zopf lag wie eine Bordüre neben Hatties Hals und Schulter auf dem weißen Laken. Sie fühlte sich sehr stark, stark genug, um Hattie mit bloßen Händen zu erwürgen. Doch der Gedanke an einen Mord verschwand so schnell, wie er gekommen war. Ihre Rache sollte etwas Dauerhaftes sein, etwas Schmerzliches, etwas,

was Hattie erdulden mußte und was sie selbst genießen konnte.

Dann fiel ihr etwas ein, und schon war sie aus dem Bett gesprungen, trat kühn an den Nähtisch, genau wie Hattie vierundzwanzig Stunden zuvor ... Und sie stand am Bett, beugte sich über Hattie, spähte mit kurzsichtigen Augen durch ihre Tränen hindurch auf Hatties friedliches, schlafendes Gesicht. Zwei Schnitte, und der Zopf wäre am Haaransatz abgeschnitten. Doch Alice setzte die Schere ein wenig tiefer an, wo der Zopf fester geflochten war. Sie drückte mit beiden Händen zu und arbeitete sich durch den Zopf, als Hattie von der Berührung des kalten Metalls an ihrem Hals erwachte. *Schnapp* – da war der Zopf auch schon durchgetrennt.

«Was ist los? Was ...?» sagte Hattie.

Der Zopf lag wie eine dunkelgraue Schlange auf dem Laken.

«Alice!» Hatties Hand fuhr zu ihrem Hals und tastete nach dem steifen Ende des Zopfstumpfes. «Alice!»

Alice stand ein Stück vom Bett entfernt und starrte Hattie an, die im Bett saß, und mit einemmal überkam sie Heiterkeit. Sie kicherte, und zugleich traten ihr die Tränen in die Augen. «Du warst es!» sagte sie. «Du hast meine Jacke zerschnitten!»

Alice' Versuch, sich zu verteidigen, war ganz unnötig, denn Hattie war wie vor den Kopf geschlagen und am Boden zerstört. Sie wollte aufstehen und zum

Spiegel gehen, sank jedoch weinend und stöhnend wieder zurück und befühlte das schreckliche Ding an ihrem Kopf. Dann warf sie sich hin und weinte ins Kissen. Alice blieb auf und setzte sich schließlich in den Sessel. Sie war voller Energie und kein bißchen müde. Erst gegen Morgengrauen, als Hattie schon längst eingeschlafen war, legte auch sie sich wieder ins Bett.

Am nächsten Morgen sprach Hattie kein Wort und sah Alice nicht einmal an. Den abgeschnittenen Zopf legte sie in eine Schublade. Sie band sich ein Kopftuch um und ging hinunter zum Frühstück, und im Speisesaal setzte sie sich an einen anderen Tisch als den, an dem Alice und sie gewöhnlich saßen. Alice sah, daß sie nach dem Frühstück mit Mrs. Holland sprach.

Wenige Minuten später kam Mrs. Holland zu Alice, die in einer Ecke des Salons saß und las.

«Ich glaube», sagte sie freundlich, «es wäre besser, wenn Sie und Ihre Freundin für eine Weile getrennte Zimmer hätten, meinen Sie nicht auch?»

Alice war überrascht, auch wenn sie mit Schlimmerem gerechnet hatte. Was sie über die vergossene Tinte, die verschwundene Tennyson-Ausgabe und die zerschnittene Jacke hatte sagen wollen, behielt sie nun für sich. Statt dessen antwortete sie: «Ja, das finde ich auch, Mrs. Holland. Ich bin mit allem einverstanden, was Hattie will.»

Alice bot sich an, ein anderes Zimmer zu beziehen, doch es war Hattie, die auszog. Sie nahm ein kleine-

res Zimmer, das ein Stück weiter auf derselben Etage lag.

In dieser Nacht fand Alice keinen Schlaf. Das lag nicht daran, daß sie ständig an Hattie dachte oder auch nur im mindesten bereute, was sie getan hatte – nein, ganz und gar nicht. Vielmehr war nun, da sie allein war, alles anders: der Raum, die Dunkelheit, ja sogar das Ticken der Uhr. Ein paarmal hörte sie Schritte vor der Tür und dachte, es sei Hattie, die zurückkehrte, doch es waren nur Leute, die zur Toilette am Ende des Flurs gingen. Alice kam der Gedanke, sie könne an Hatties Tür klopfen und sich entschuldigen, aber andererseits: Warum sollte sie?

Am nächsten Morgen merkte sie Hattie an, daß sie ebenfalls nicht geschlafen hatte. Wieder wechselten sie kein Wort und sahen einander nicht an, und sowohl beim Rommé als auch beim Tee um halb fünf setzten sie sich an verschiedene Tische. Auch in dieser Nacht schlief Alice sehr schlecht und schob das auf das Lammragout, das ihrer Verdauung zu schaffen machte. Hattie würde dieselben Probleme haben, denn ihre Verdauung funktionierte noch schlechter.

Es vergingen drei weitere Tage und Nächte, und die Strapazen der Schlaflosigkeit gruben sich in ihre Gesichter. Mrs. Holland bemerkte es und bot Alice ein Schlafmittel an, das diese jedoch höflich ablehnte. Sie hatte ihren Stolz und würde sich nicht anmerken lassen, wie sehr Hatties Abwesenheit an ihr zehrte, und außerdem fand sie es undiszipliniert und

schwächlich, zu einem Schlafmittel zu greifen. Hattie würde es vielleicht tun.

Am fünften Tag klopfte Hattie um drei Uhr nachmittags an Alice' Tür. Wieder hatte sie ein Tuch um den Kopf gebunden, eines von dreien, die sie besaß, und dieses war eins, das Alice ihr im vergangenen Jahr zu Weihnachten geschenkt hatte. «Alice, ich möchte mich bei dir entschuldigen, wenn du dich auch entschuldigst», sagte Hattie, und ihre Lippen zuckten und zitterten, als müsse sie gegen Tränen ankämpfen.

Für Alice war dies der Augenblick des Triumphs – er hätte es jedenfalls sein sollen. Und eigentlich empfand sie auch Genugtuung, auch wenn irgend etwas – sie wußte nicht genau, was es war – diese Genugtuung dämpfte und bewirkte, daß es kein reiner Triumph war. «Es tut mir leid, daß ich deinen Zopf abgeschnitten habe, wenn es dir leid tut, daß du meine Jacke zerschnitten hast», antwortete Alice.

«Ja, es tut mir leid», sagte Hattie.

«Und der Tintenfleck auf meinem Tischtuch? Und wo ist meine Tennyson-Ausgabe?»

«Ich habe sie nicht», sagte Hattie und war noch immer den Tränen nahe.

«Du *hast* sie nicht?»

«Nein», erklärte Hattie entschieden.

Und mit einemmal wußte Alice, was geschehen war: Hattie hatte das Buch irgendwann, irgendwo vernichtet, und darum stimmte es, daß sie es nicht hatte. Alice wußte auch, daß sie nicht darauf herumreiten



durfte. Sie mußte vergeben und vergessen, doch zu dieser Entscheidung kam sie weder gefühlsmäßig noch intellektuell – sie wußte es einfach und verhielt sich dementsprechend. «Na gut, Hattie, wenn du willst, kannst du wieder einziehen.»

Also zog Hattie wieder ein. Beim Kartenspiel um halb fünf saßen die beiden allerdings noch immer an verschiedenen Tischen.

Hattie hatte noch nie im Leben so viel Stolz hinuntergeschluckt wie in dem Augenblick, da sie an Alice' Tür geklopft und gesagt hatte, es tue ihr leid, und nachdem die alte Ordnung wiederhergestellt war, schlief sie wesentlich besser. Und doch nagte an ihr ein hartnäckiges Gefühl, daß das alles ungerecht war. Ein Buch mit Gedichten und eine Strickjacke ließen sich immerhin ersetzen, aber ihr Haar? Alice hatte sich an ihr gerächt, ja sie hatte sich mehr als gerächt. Die Rechnung war nicht ganz ausgeglichen.

Nach einigen Tagen war das Verhältnis zwischen den beiden wieder normal. Sie sprachen wenig miteinander, gingen jedoch äußerlich freundlich miteinander um und saßen beim Essen und Kartenspielen am selben Tisch. Mrs. Holland schien zufrieden. Bei einem Ausflug mit Mrs. Holland und den anderen Damen sah Alice in einem Schaufenster an der Madison Avenue ein Haartonikum, und ihr kam der Gedanke, sie könnte es Hattie mitbringen. Doch sie tat es nicht. Auch die «Spezialkur», die auf der Rückseite einer Zeitschrift annonciert war und das Haar angeblich

besonders schnell und kräftig wachsen ließ, bestellte sie nicht, obgleich sie jedes Wort der Anzeige las.

Inzwischen trauerte Hattie stumm um ihren abgeschnittenen Zopf. Sie bürstete ihr Haar so gewissenhaft wie eh und je, allerdings nur, wenn Alice gerade badete oder nicht im Zimmer war. Nichts, was Alice besaß, erschien Hattie bedeutsam genug für ihre Rache. Aber bald war Weihnachten. Hattie war entschlossen, Geduld zu üben und abzuwarten, was Alice geschenkt bekommen würde.

## VERWUNSCHENE FENSTER

### I

Hildebrandt wußte, daß die verwunschenen Fenster ihn jeden Abend in die menschenleere Bar lockten, doch nie hätte er das zugegeben. Die verwunschenen Fenster waren lediglich Türen, die wie Fenster im Heck einer Galeone aussehen sollten, das grotesk aus der roten Brokatwandbespannung herausragte und den Eingang zum gigantischen Pandora-Saal bildete. Viktorianisch war entschieden nicht sein Stil, doch die Fenster machten alles wett. Ihre golden überhauchten Flügel in den Messingscharnieren waren jeden Abend wie beiläufig in einem anderen Winkel geöffnet und sahen erregt und spannungsvoll aus, als stünden sie im Begriff, ein Wunder eintreten zu lassen.

Er wandte sich von seinem Brandy ab, um noch einen Blick auf sie zu werfen, und rezitierte in Gedanken müßig: «Verwunschene Fenster auf einsamen Feeninseln, die sich öffnen auf die Gischt gefährvoller Meere. Einsame Feeninseln! Ein Wort wie Glockenklang!»

Oh, wann würde jemand, Mann oder Frau, durch diese verwunschenen Fenster und in sein Leben tre-

ten? Oder wurde er langsam zu einem der alten Inventarstücke, die immer sein Mitleid und bisweilen seine Verachtung geweckt hatten – der brandybeduselte, etwas tölpelhafte Herr an der Bar, der sein Leben mit Warten verbrachte?

Deprimiert begutachtete er den Pandora-Saal. Seine dunkelbraunen Augen waren von den faltigen Lidern, die sich über die äußeren Augenwinkel senkten, überschattet. Obwohl ihn außer dem Barkeeper niemand sehen konnte, war er sich seiner aristokratischen Lider bewußt, als er sich auf seinem Hocker gerade aufrichtete und den Raum mit dem Ausdruck nachdenklicher Überlegenheit musterte. Weit weg bediente ein Kellner inmitten eines Friedhofs weißgedeckter Tische einen vereinzelt Gast. Girlanden aus grauem und rotem Samt hoch oben an den Wänden kaschierten Lautsprecher, aus denen sich unablässig Tonbandmusik in den unwandelbar leeren Kelch ergoß, der mit Wandbespannungen, Perserteppichen und vergoldeten Zierleisten ausgestattet war. Hintergrundmusik als Hintergrund zu nichts, dachte Hildebrandt. Die gargantueske Einsamkeit des Ortes ließ die seine bisweilen zu schierer Unmerklichkeit schrumpfen. Er fragte sich, ob auch das ein Grund war, weshalb er herkam.

«Pandora-Saal», flüsterte er, «was für Spott und Hohn auf deinen Namen!»

Er ließ sich auf dem hohen Hocker mit den eleganten Beinen etwas zusammensacken und drehte zwi-

schen seinen Fingern den Stiel des Brandyglases, das wie ein Fingerhut mit Stengel aussah. Seine schwächliche Gestalt im dunklen Anzug war so unauffällig wie ein Kerzendocht. Die bernsteinfarbene Bar, die nur eine Ecke des großen Saals ausfüllte, schimmerte um ihn herum wie eine flackernde Flamme.

Jetzt begutachtete er sein Aussehen kritisch in dem Spiegel hinter der Bar. Die kindliche Hoffnung, von der Langeweile befreit zu werden, die für gewöhnlich nur hin und wieder aus seinem Überdruß hinauslugte, stand ihm jetzt deutlich vor Augen, so wie ein eingesperrtes Kind, das sich immer weiter wehrt und ruft: «Was hast du mit mir angestellt? ... Was hast du mit mir vor?» Sein Gesicht gehörte zu denen, die man sich schwer merken und leicht vergessen kann, ein farbloses Gesicht, dem der breite, kurzgeschnittene Schnurrbart keinen Akzent verlieh. Was es an Charakter besaß, war ererbt, während seine Individualität in völliger Farblosigkeit bestand. Die Lider hätten sehr wohl bereits alt sein können, als er sie bekam; mittlerweile erinnerten sie ihn an abgetragene Spitzenvorhänge vor Rundfenstern in einem verfallenden Herrenhaus. Er mußte sich eingestehen, daß sein Gesicht schon jetzt das typische Gesicht des ewig wartenden Herrn an der Bar in einem der größten und konservativsten New Yorker Hotels war.

Ich bin nicht unbedingt einsam, sondern einfach schrecklich allein, dachte er. Denn obwohl er ohne zu übertreiben viele Freunde sein eigen nennen konnte,

alte wie neue, langweilten ihn jede und jeder einzelne darunter und führten ihm um so eindrücklicher vor Augen, daß der ewiggleiche Trott, in dem er gefangen war, sein ganzes Leben umfaßte – es sei denn, er war gesonnen, es als behagliche Sinekure aufzufassen, die er aus freien Stücken niemals aufgeben würde.

«Noch einen Brandy, Sir?»

«Ja, bitte.»

Er wünschte, der Barkeeper wäre weniger aufmerksam, doch was sollte der arme Kerl sonst tun? Hildebrandt beobachtete, wie leuchtendgelbe Zitronenschalenschnitze von seinem Messer in ein altmodisches Glas fielen, sah die geschwungene Bar aus poliertem Eichenholz entlang, auf der weitere Gläser standen, und fragte sich, wann und von wem all diese Martinis getrunken werden würden.

«Klick!»

Hildebrandt fuhr zusammen, obwohl er wußte, daß der Barkeeper nur durch die kleine Tür mit Messingklinke verschwunden war und im nächsten Augenblick mit einer Schachtel Würfelzucker oder einem Armvoll Limetten wiederkommen würde.

«*A pretty girl ... is like a melody*», säuselte die Musik mit schmalzigen Streicherklängen.

Welches hübsche Mädchen? dachte Hildebrandt. War ihm nach einem hübschen Mädchen zumute? Ein unerträglicher Gedanke. Er zupfte die Manschetten unterhalb der Granatmanschettenknöpfe zurecht und blickte wieder zum Heck der Galeone.



Patricia Highsmith

## **Schreie der Liebe**

Erzählungen

Gebundenes Buch, Pappband, 96 Seiten, 10,4 x 17,0 cm

ISBN: 978-3-7175-4069-4

Manesse

Erscheinungstermin: Februar 2008

Eine kleine, feine Werkauswahl

Nicht die gefeierte Krimiautorin steht im Mittelpunkt dieser Auswahl, sondern die nicht minder faszinierende Psychologin Highsmith (1921–1995). Die fünf hier versammelten Short stories stellen eindrucksvoll unter Beweis, daß es zur Vermessung seelischer Untiefen keines Mordes bedarf. Jenseits des Erwartbaren überraschen sie mit jähren Wendungen und illusionlosen Einsichten ins Allzumenschliche.

Der Erzählband beleuchtet eine besondere Facette der Menschenkennerin Highsmith.